

S. G. BROWNE

ANONYME UNTOTE

EINE ZOMBIE-LIEBESGESCHICHTE

Aus dem Amerikanischen
von Frank Dabrock

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

»Ach, Blödsinn«, sagt sie. »Andy würde dir wirklich gerne helfen. Nicht wahr, Schatz?«

Ich starre zu meiner Mutter hinauf und kneife die Augen zusammen, während ich mich frage, ob sie den Verstand verloren hat, als ich bei dem Unfall ums Leben gekommen bin oder vielleicht als ich drei Tage später bei der SPCA gelandet bin, wo man mir Unterkunft und Verpflegung gewährt hat.

Hinter ihr versichert mein Vater, dass er alleine zurechtkommt, und fügt hinzu, dass er keine Lust hat, meinen Verwesungsgestank einzusatmen.

»Es ist doch nur für ein paar Minuten«, flüstert meine Mutter ihm zu, den Kopf von mir abgewandt. »Das gibt ihm das Gefühl, gebraucht zu werden.«

Sie tut tatsächlich so, als könnte ich sie nicht hören.

»Also, steh nicht rum und starr Löcher in die Luft«, sagt sie, nun wieder zu mir. »Komm rauf und hilf deinem Vater.«

Ich könnte versuchen, sie zu ignorieren, und einfach in meinem Zimmer bleiben und fernsehen, doch sie würde unaufhörlich meinen Namen rufen, in einer sehr hohen, singenden Tonlage, die auf der letzten Silbe noch eine Oktave nach oben geht. Selbst mit aufgedrehtem Fernseher kann ich sie nicht übertönen. Ich hab's versucht. Sie ist unerbittlich.

Ich brauche fast zwei Minuten, um die fünfzehn Stufen vom Weinkeller in die Wohnung hochzusteigen, während mein Vater in einem fort grummelt, dass andere Menschen eine normale Familie haben.

Nicht jede Leiche, die wiederbelebt wird, zieht bei ihren Eltern ein oder hat einen Freund oder Angehörigen, der sie bei sich aufnimmt. Ungefähr die Hälfte landet auf der Straße oder in irgendwelchen Asylen, und diejenigen, die weniger Glück haben, enden wie gesagt als Organspender oder werden an medizinische Einrichtungen und als Crashtest-Dummys verkauft. Es kommt nur selten vor, dass der

Ehepartner einen Untoten bei sich aufnimmt, erst recht wenn sie Atmer-Kinder haben. Ich habe keine Ahnung, wie das in anderen Staaten ist, aber in Kalifornien sieht das Jugendamt es nicht gerne, wenn Alleinerziehende einen Zombie bei sich wohnen lassen. Und was das Besuchsrecht betrifft: Als Untoter hat man keins.

Nach meinem Unfall ist meine siebenjährige Tochter Annie zur Schwester meiner Frau nach Monterey gekommen. Annie glaubt, dass ich tot bin. Allerdings habe ich in den ersten paar Wochen nach meiner Wiederauferstehung jeden Tag bei meiner Schwägerin angerufen, in der Hoffnung, dass Annie ans Telefon geht, um wenigstens ihre Stimme zu hören - bis ihre Tante und ihr Onkel eine Geheimnummer bekommen haben.

Ich habe Annie auch mehrere Briefe geschrieben, doch sie haben das Haus nie verlassen. Den ersten Brief haben Mom und Dad einkassiert und vernichtet, als ich sie um eine Briefmarke gebeten habe. Der zweite, der unter meiner Matratze lag, ist verschwunden, als ich ein Haushaltsreiniger-Bad genommen habe. Und die anderen hat man irgendwo auf dem Weg zu Annie abgefangen, bevor sie überhaupt abgestempelt wurden.

Nach ein paar Monaten habe ich es schließlich aufgegeben. Und bin zu dem Schluss gelangt, dass meine Eltern wahrscheinlich nur das Beste für meine Tochter wollen. Sosehr ich Annie auch vermisse und besuchen möchte - ich halte es selber für keine gute Idee. Die Nachricht, dass ihr Vater ein Zombie ist, will oder kann sie womöglich nicht akzeptieren. Außerdem möchte ich nicht, dass sie mich so in Erinnerung behält. Und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass sie gemeinsam mit mir picknicken geht.

Vielleicht würde sie mich mit in die Schule schleppen und ein Referat über mich halten.

Als ich den oberen Treppenabsatz erreiche und die Küche betrete, sprüht meine Mutter mich, während sie um mich herumscharwenzelt, von Kopf bis Fuß mit Duftspray ein, den

Rest der Dose leert sie in meine Haare. Meine Eltern kaufen das Zeug kistenweise. Mom verwendet am liebsten einen Geruchsneutralisierer, denn er bekämpft den Gestank direkt an der Quelle. Ich stehe mehr auf »Frühlingsbrise«, auch wenn »Tropennebel« ebenfalls einen angenehmen, lieblichen Duft verströmt.

Mein Vater liegt, Kopf und Oberkörper im Küchenschrank, auf dem Rücken unter der Spüle. Der Boden um ihn herum ist mit mehreren Schraubenschlüsseln, Schraubenziehern, einer Dose Rostlöser und verschiedenen anderen Werkzeugen übersät. Und auf der Arbeitsfläche neben der Spüle steht ein nagelneuer Müllzerkleinerer.

»Harry«, sagt meine Mutter, »Andy ist hier, um dir zu helfen.«

»Verdammt, ich *brauche* keine Hilfe«, sagt er, während er krampfhaft versucht, am alten Zerkleinerer eine Schraube zu lösen.

»Ach, Blödsinn«, sagt meine Mutter. »Du liegst jetzt schon seit einer Stunde unter der Spüle. Natürlich brauchst du Hilfe.«

Mein Vater könnte einen Klempner rufen, und wahrscheinlich wäre der Zerkleinerer dann in weniger als einer Stunde installiert. Stattdessen verbringt er drei Stunden damit, leblose Objekte zu beschimpfen, während er immer frustrierter wird, nur um hundertzwanzig Dollar zu sparen. Schließlich ist er so was wie ein Experte.

»Lois«, sagt mein Vater und macht sich erneut an die Schraube. »Ich sag's jetzt zum letzten Mal. Ich ... *brauche* ... keine ... Hilfe.«

Er rutscht mit dem Schraubenschlüssel ab, und seine Hand knallt gegen etwas Hartes, Metallenes.

Mein Vater kommt unter der Spüle hervorgekrochen; er hält sich die rechte Hand und lässt ein paar Obszönitäten vom Stapel, die mich erröten lassen würden, wenn noch Blut durch meine Wangen fließen würde. Er stürmt aus der

Küche und achtet darauf, einen weiten Bogen um mich zu machen und die Luft anzuhalten, während er jeden Augenkontakt vermeidet.

»Beachte ihn gar nicht«, sagt meine Mutter und tritt an den Ofen, als die Zeitschaltuhr klingelt. »Er ist mal wieder schlecht gelaunt.«

Seit meiner Rückkehr hat mein Vater ständig schlechte Laune.

Meine Mutter zieht ein Blech mit Zimtröllchen aus dem Ofen und stellt es auf der Arbeitsplatte ab, dann nimmt sie ein Messer und bestreicht die Röllchen mit einer Fertigglasur.

Es gibt eine Menge Dinge, die ich aus meinem früheren Leben vermisse:

Mit Rachel ins Kino zu gehen.

Annie beim Fußballspielen zuzuschauen.

Am Strand vorm Lagerfeuer zu sitzen, ohne mir Gedanken darüber machen zu müssen, ob jemand versucht, mich reinzuwerfen.

Und manchmal vermisse ich das Essen.

Es ist nicht so, dass ich nichts mehr zu mir nehme. Ich bin ständig am Essen. Doch einer der größten Nachteile am Zombiedasein, abgesehen vom Verwesungsprozess, der Aberkennung der Bürgerrechte und den Kindern, die bei deinem Anblick laut aufschreien, ist die Tatsache, dass das Essen so gut wie keinen Geschmack hat. Alles schmeckt ungewürzt, ungezuckert, verwässert. Selbst den Wein, den ich trinke, kann ich nicht genießen. Und ich werde davon auch nicht betrunken. Dafür braucht man einen funktionierenden Blutkreislauf. Darum esse ich das meiste aus Gewohnheit und Langeweile, ohne echten Genuss und richtige Erinnerung daran, wie es schmecken müsste.

Doch als ich sehe, wie meine Mutter die Zimtröllchen mit Zuckerguss bestreicht, werde ich von einem Gefühl der Nostalgie ergriffen. Als hätte man dreißig Jahre einfach fortgewischt, sitze ich wieder am Frühstückstisch und lasse

meine nur mit Socken bedeckten Füße über dem Boden baumeln, einen Becher mit dampfendem Kakao vor mir, während ich ungeduldig darauf warte, dass meine Mutter die Zimtröllchen fertig glasiert hat.

Ich möchte meiner Mutter sagen, dass ich sie liebe, aber ich kann nicht. Ich möchte sie in den Arm nehmen, doch ich tue es nicht, denn ich habe Angst, sie könnte schreien. Oder mich erneut mit Duftspray besprühen.

Manchmal, wenn ich daran denke, was meine Eltern meinerwegen alles durchmachen mussten, packt mich das schlechte Gewissen, aber ich habe es ja nicht mit Absicht getan. Dennoch bin ich dankbar dafür, was sie für mich auf sich genommen und aufgegeben haben. Sie hätten mich ja auch bei der SPCA lassen können. Das beweist wohl, dass man nie aufhört, Eltern zu sein, selbst wenn der eigene Sohn von den Toten zurückkehrt.

»Bitte schön, mein Schatz.« Meine Mutter reicht mir einen Teller mit einem heißen, dampfenden, frisch glasierten Zimtröllchen. Ich lächle und will mich an den Küchentisch setzen.

»Oh, Andy, könntest du damit nach unten gehen?«, sagt sie.
»Wir bekommen noch Besuch.«